

Stiftung
Kunst
und Natur

Nantesbucher Leseheft

Nature Writing

Nantesbuch

Nantesbucher Leseheft

Nature Writing

5	Vorwort
6	Claudia Gabler – Gedichte
10	Erik Wunderlich – Unter Bergen
16	Leonie Haberkamp – Mooraugen
20	Mirja Lanz – Hausrotschwänze und Wildpferde
28	Christian Rabl – Deusmauer Moor
32	Marie Ritter – Summa anthropologica
38	Anne-Sophie Balzer – Odonata
44	Anna Ospelt – Blüten bergen
54	Franziska Witschi – Kamel in Arles
60	Roland Rödermund – tiny

Anne-Sophie Balzer

Odonata

Wir schliefen schlecht, denn es war die Zeit der Froschnächte gekommen, und die Vertonungen des Lebens in Schlick und Schlamm drangen bis in unsere Träume vor. Wenn die Dunkelheit ihre Fäden mit dem scharfkantigen Schilf verwob, den Webkamm vor und zurückstoßend, immer dichter, immer dunkler, begannen die Frösche ihr Tönen. Sie kauerten in dunkelfeuchter Algenverborgenheit, aus der nur die Augen spähten, und bliesen dickbackig in ihr Organ. Es schmatzte wie von unzähligen Schuhen, die in lehmiger Erde feststeckten. Eine Kröte quakte mit solcher Entschlossenheit, dass ihr die Frösche von anderen Orten der Umgebung Antwort gaben. In einer uns unbekannten Ordnung mochte sie über alle Teiche und Weiher der Gegend herrschen. Wenn eine kurze Stille eintrat, konnte man sich an ihr nicht freuen, sondern harrete bang auf den Moment des zweiten, dritten und soundsovielten Satzes der Froschlieder. Martin und Strich beschlossen die Frösche, die an unserem Schwimmteich wohnten, zu fangen.

Ich hatte an diesem Abend schon früh mein Nachthemd angezogen, von dem Martin glaubte, es habe meinem Urgroßvater gehört. Strich aber wollte sich daran erinnern, es an meiner Großmutter und nur an ihr gesehen zu haben. Wer es auch getragen hatte, das Nachthemd hielt sich weiter in meiner Familie auf und hatte in seiner raugestärkten ungefärbten Baumwolle Generationen von Schlafenden in ihren ungeheizten Kammern gewärmt. Ich stellte mir diesen vielgliedrigen, vielgeschlechtlichen Körper gerne vor, umhüllt durch die Zeit von einem einzigen Hemd. Es reichte mir bis weit über die Knie, keusch ging die Knopfleiste vom Kragen nur so weit hinunter zur Brust, dass ich gerade mit dem Kopf hindurch kam.

Um Frösche einzufangen, musste man sie mit einem grellen Licht anleuchten, sodass sie in erschrockener Bewegungslosigkeit verharrten, womöglich auf den blitzenden Einfall eines Fluchtplans hoffend, der aber nie kam. Frösche fangen war eine Sache, die man konnte, wenn man hier lebte. Strich war der beste Froschfänger und nahm den Kescher, Martin würde mit dem Baustrahler leuchten. Mir fiel die Aufgabe zu, den Eimer zu tragen, in den wir die Tiere geben wollten. Der Eimer war blassblau und aus hartem vernarbtem Plastik. Es war in seiner Form mit dem runden Deckelknopf derselbe Eimer wie meine Familie einen besessen hatte, den wir als Nachttopf auf Campingurlauben für die nächtliche Notdurft genutzt hatten, nur dass unserer rot gewesen war. Ich hielt den blauen Eimer mit einer Mischung aus Ekel und Pflichtbewusstsein, wie ich als Kind den Nachttopf am Morgen zur Toilette auf dem Campingplatz getragen und mit angehaltenem Atem geleert hatte.

Bis auf die Frösche lag das Dorf still. Die Nacht wurde sich ihrer selbst sicherer, breitete kühle Tücher bis zum westlichen Horizont und vertrieb das letzte Licht. Einzelne Sterne ließen sich sehen: Wer ihre Bilder kannte, sah sie milchig aus dem immer dunkleren Blau hervortreten. Die Stirnlampen von Martin und Strich warfen unruhige Schattenzacken auf die Uferböschung des Schwimmteichs, schnitten hinein ins Dunkel. Grell leuchtete Martin mit seinem Baustrahler zwischen die Binsen und Schilfgräser. Vor ihm schritt Strich fast feierlich, den Kescher wie eine schwere Lanze umgriffen, ins Feld ziehend gegen die Unbill nächtlicher Unruhe. Dicht hintereinander gingen wir als bildeten wir einen Körper mit sechs Beinen und Armen. Die Frösche gaben sich nun plötzlich schweigsam, hielten still, und auch wir versuchten, uns so leise wie möglich zu bewegen, vorbei an Wassermintze, Lilien und Süßgräsern, die ihre Halme aneinander rieben. Alle paar Schritte verfiel sich mein Nachthemd in den Binsen, die mir in die Haut meiner Beine stachen. Den ersten Frosch fand Martin in einem schlickigen Geschlinge aus Algen und Gräsern. Der Geblendete glotzte getroffen. Er sollte keine Rücksicht auf die Wasserpflanzen nehmen, raunte Martin Strich zu, der daraufhin den Kescher in die Binsen hieb, als hätte er statt Frösche zu fangen die Aufgabe, den Teich zu zerteilen. Gleich hing er im triefenden Netz und die fetten Froschschenkel zitterten ihm vor Aufregung. Ich öffnete den Eimer und Strich den Kescher. Der Frosch hatte sich verfangen, glitt aber in den Eimer, als Strich ihn aus dem Netz klopfte, eine Geste, die mich rührte, sie kam mir zärtlich vor. Drinnen im Eimer konnte ich spüren, wie sich der Frosch gegen die Wände warf, er war größer und schwerer, als ich erwartet hatte. Wir gingen noch zwei Runden um den Teich und konnten keinen einzigen Frosch finden, waren uns einig, dass sie so still wie heute Nacht noch nie gewesen waren in diesem Frühjahr. Martin fand, der eine Frosch sei die Mühe nicht wert und wollte ihn zurück ins Wasser werfen. Ich hielt den Eimer fest, wir hatten doch immerhin den einen, womöglich war es sogar die Kröte, die immer besonders wichtig tat, so genau hatten wir das Tier im Dämmer gar nicht gesehen.

Ein weiteres Mal umrundeten wir den Teich, schlurften nun laut und breitbeinig vor Müdigkeit. Auf stilles Geheiß hin waren Libellenlarven aus dem schlammigen Grund des Teichs auf die brusthohen Schilfgräser geklettert. Dutzende von ihnen kamen aus dem Wasser, verließen den Sumpf des Ufersaums und krochen an Land. Die Larven der Libellen ähnelten Heuschrecken in Panzerfarbe und Körperbau. Sie hatten mehrere Jahre am Boden des Schwimmteichs zugebracht, sich dabei vielfach gehäutet, die Unglücklichen unter ihnen den Fröschen als Nahrung gedient. Jene, die nun an den

Gräsern hinaufstiegen, machten sich bereit für den Schlupf. Zum ersten Mal sahen sie ihr Heim, den Teich, aus ungekannter Höhe. Manche hielten auf ihrem Weg die Halme hinauf mehrmals inne, andere erklimmen forsch die obersten Spitzen, hingen dann Kraft schöpfend still, die Gräser bogen sich sacht. Mit ihren sechs Beinen drückten sie die Halme an ihre alten Körper. Mich erinnerten sie an nachtwache Kinder, die ihr Kopfkissen umarmend sich aus dem Zimmer tasteten, um nach einer erneuten Geschichte zu verlangen, bevor an Schlaf zu denken sei.

Wir hockten gebeugt, Martin hatte den Baustrahler ausgeschaltet und leuchtete mit seiner Stirnlampe auf ein Grüppchen von Larven. Strich ließ den Kescher ins Gras sinken. Meine Hände waren vom Klammergriff um den Eimer mit dem vereinzelt Frosch steif geworden. An wenigen Halmen hing eine Vielzahl Libellenlarven. Auf ihrem Rücken erschienen kaum wahrnehmbare Risse und an denselben Stellen weißliche Fäden des Gewebes, dort wo ihnen die Naht geplatzt war. Die Larvenhaut hatte sich bei allen an der gleichen Stelle geöffnet, und durch sie wanden sie sich nun unter nicht auszudenkenden Anstrengungen aus ihrer zu eng gewordenen Haut. Auf halbem Weg hingen sie kopfabwärts und vollkommen bewegungslos an den Halmen, schwebend für einige Zeit noch mit dem einen Teil des Körpers im alten Leben verhängen, mit dem anderen dem neuen zustrebend. Emergenz der Odonata. Regungslos schauten wir, zufällige Zeugen einer lautlosen Verwandlung, von einem Geheimniszustand in den anderen. Die Larven hatten kopfüber für einige Zeit geruht, geschaut vielleicht auf das, was gewesen war. Nun aber wuchs ihnen Kraft zu, um sich aufzustemmen, die Beine an die Larvenhaut zu klammern und den Hinterleib ins Freie zu ziehen. Zurück blieb nach dem Schlupf das Häutungshemdchen wie ein Leichentuch. Noch das Schilf umklammernd war der Griff der Larven-Exuvie zur leeren Geste geworden. Der nächste entschiedene Wind würde die Hüllen forttragen. Zwei von ihnen streifte ich am nächsten Morgen vom Schilf und gab sie in ein Marmeladenglas, um sie mir anzusehen.

Die geschlüpften Libellen ruhten nun neben der Hülle ihres alten Lebens. In die kleinen noch zusammengefalteten Flügel pressten sie Blut ein, das die Flügel nach einiger Zeit zu voller Größe aufspannen würde. Alles an den Libellen war noch zu weich und leicht zu versehren. Würmlein mit kaum zu erkennenden Konturen. Eine von ihnen sahen wir ins Wasser fallen und beinlos hilflos sich winden. Strich riss sich aus seinem Bann und streckte die Finger zur Rettung ins Wasser. Kaum geschlüpft war den Libellen das Wasser fremd und bedrohlich, wurde zur Falle für jene, die oben auf den

Gräsern die Kraft verließ. Strich legte die Libelle auf einen Stein, versuchte mit einem Stöckchen ihr die verklebten Flügel zu richten. Sie wand sich unter seinen Hilfsmaßnahmen, bis er den Versuch unglücklich aufgab.

Es seien Torf-Mosaikjungfern, war Martin sich sicher. Er war der erste, der sich wieder besann. Auf den Frosch im Eimer. Auf die vielen Frösche im Teich, denen wir nächtelang greinende Verwünschungen aus unseren Betten geschickt hatten und die nun so eigenartig still blieben. Strich sagte, es müsse eine grüne Libellenart sein, mit großen Flügeln, eine Königslibelle vielleicht oder eine Schilfjägerin. Wir gingen zum Hof zurück, so lautlos wie möglich schoben wir das Scheunentor zur Seite und drängten uns zusammen in die Fahrerkabine eines kleinen Traktors. Den Traktor ohne die Aufsicht der Erwachsenen zu fahren, war uns streng verboten, schon zweimal bei Nacht, schon dreimal, um Frösche umherzukarren. Wir würden schnell sein müssen, schneller als der Hund das Interesse an seinem Knochen verlieren würde, schneller, als mein Onkel aus dem Bett springen konnte. Martin lenkte behände, er war der Älteste und auch der Trotzigste. Strich saß rechts neben ihm und ich hielt links von ihm den Froscheimer auf dem Schoß. Der Traktor dröhnte in unseren Ohren und verscheuchte die Stille. Ich dachte an die sich krümmende kümmerliche Libelle mit den verklebten Flügeln, die wir auf dem Stein zurückgelassen hatten.

Schnell lag das Dorf hinter uns, niemand war uns gefolgt. Wir fuhren auf den nächsten Ort zu, an dem wir einen Weiher wussten. Auf den Mond hatten wir nicht geachtet, erst jetzt sahen wir ihn viernächteschmal eine kaum sichtbare, silbrige Spur auf dem Weiher ziehen. Ein kleiner Wind fuhr den schlafenden Enten am Ufer ins Gefieder. Martin stellte den Motor ab. Er fragte sich, sagte Strich in die wiederkehrende Stille hinein, wie viele andere genau in diesem Moment mit ihren Autos oder Traktoren herumfuhren, von einem Teich zum nächsten, mit Fröschen in Eimern auf den Beisitzen. Nicht wenige, versicherte Martin, es waren nun mal die Froschnächte und die Menschen schliefen schlecht. Er gähnte hinter dem Steuer und zeigte träge auf mich und dann zum Weiher. Vorsichtig sprang ich vom Traktor herunter ins dunkle, feuchte Gras, taumelig vor Müdigkeit. Martin reichte mir den Eimer. Zum Ufer ging es eine Böschung hinab. Ich bemerkte die Brombeerranken erst, als sie sich an meinem Nachthemd festhielten und mich zurückrissen, so verlor ich die Balance. Steil fiel das Ufer zum Wasser hinab und um mich zu halten, musste ich den Eimer loslassen. Oben hörte ich Martin und Strich, ihr Rufen und Lachen zerschnitt die Stille wie ein Gewitter, besiegelte ein Vorher und Nachher dieser Nacht. Mein Erschro-

ckenheitsschrei beendete den Entenschlaf, die Gefiederten flogen empört davon, während ich die Böschung hinunterschlitterte. Hoch oben auf seinem Traktorsitz feixte Martin, Strich stimmte mit ein. Der Eimerdeckel flog auf, der Frosch flog aus dem Eimer und wir flogen schnörkellos in den Weiher und machten, dass die Mondsichel in tausend Stücke zersprang.



Impressum

Stiftung Kunst und Natur gGmbH
Karpfsee 12
83670 Bad Heilbrunn

nantesbuch.de
nantesbuch.de/naturewriting

Nantesbucher Leseheft *Nature Writing*
Stiftung Kunst und Natur gGmbH
1. Auflage

Redaktion:
Annette Kinitz und Veronica Ziegler

Bilder:
Manfred Jarisch, Sebastian Frölich

Art Direction & Design
Who's Mark?

© Stiftung Kunst und Natur, 2025